

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fritz Paech: Lehnin, eine Gedenkblatt zum 24. Juni 1907.

Die beste Jahreszeit dazu ist die zweite Hälfte des Maimonats, wo die Kirschbaumblüte, überhaupt das junge Grün in Nadel- wie Laubwald einen reizvollen Anblick gewährt.

Lehnin, ein Gedenkblatt zum 24. Juni 1907.

Von Assessor Dr. jur. **Fritz Paech.**

Im Grasmonat des Jahres 1180 nach des Heilands Geburt zog Herr Otto, Sohn Albrechts des Bären und Markgraf von Brandenburg, hinaus in das dunkle Revier der Zauche, um dort dem edlen Weidwerk zu frönen. Vor der Sonne war der Ritt angegangen, tagsüber durch Lug und Bruch, über Stock und Stein, ohne nennenswerte Beute. Pferd und Reiter forderten schließlich Ruhe, und allwo ein Eichbaum in einer Niederung zwischen Seen zum Rasten lud, da legte sich Herr Otto, um seinen Verdruß abzutun, zum Schlummer nieder. Im Schläfe hatte er ein Traumgesicht: er erblickte eine Hirschkuh, welche ihn ständig belästigte bis er endlich zu Pfeil und Bogen griff und sie niedermachte. Als er nach seinem Erwachen den Traum seinen Gefährten erzählte, drangen sie in ihn, an dieser Stelle eine Burg gegen die heidnischen Wenden zu errichten, die in diesen Wäldern und Sümpfen immer noch feste Sitze hatten und zäh am alten Glauben festhielten. Er sagte zu, aber nicht eine Stätte des Krieges sollte hier entstehen, sondern eine Glaubensburg, ein Bollwerk zur friedlichen Überwindung und Bekehrung der Heiden. Sofort rief er Zisterzienser aus dem nahen Sittichenbach ins Land, unter deren bewährten Händen in Kürze ein Kloster an dieser Stelle erwuchs, welche zur Erinnerung an jenen Traum den Namen Lenyn, d. h. Hirschberg erhielt und in welchem noch heute ein Stumpf jener Eiche aufbewahrt wird, unter der Otto seinen merkwürdigen Traum hatte.

So die Sage, die mit Vorliebe an alte und älteste Tatsachen geheimnisvolle Fäden anknüpft und fortspinnt, um dem Herzen der Fantasie das näher zu bringen, wofür die verstandesmäßige Forschung einen unmittelbaren Aufschluß zu geben nicht in der Lage ist. — Historisch ist die Lehninsche Klostergründung ein weiterer planmäßiger Schritt auf dem von Albrecht dem Bären eingeschlagenen Wege der Kolonisierung und Kultivierung des Landes durch Klöster. Dies beweist vor allem die Berufung der Zisterzienser-Brüder, die das Christenpanier der Ordensregel gemäß auf Unland inmitten von Unkultur aufzupflanzen

pflegten und deren weißes mit dem schwarzen Skapulier geziertes Ordenskleid seine Existenzberechtigung schon zur Genüge erwiesen hatte und auf seinem raschen und glänzenden Siegeszuge von dem steinichten und gestrüppreichen Cîteaux bis in den märkischen Urwald vorgedrungen war.

Diese weit ausschauende Germanisierungspolitik der Askanier, die später von den Hohenzollern aufgenommen und auf das hervorragendste ausgebaut und fortgesetzt wurde, trug bald herrliche Früchte: das rasche Aufblühen Lehnins, das schnell die Pflanzstätte für eine Reihe weiterer ständig nach Osten vorgeschobener Zisterzienserklöster in der Mark wurde und dessen Äbte seit 1450 im Range den Bischöfen gleichgestellt, mit denen von Brandenburg und Havelberg bei den Landtagen auf der ersten Bank saßen und sogar ein Stadthaus in Berlin inne hatten, legt dafür beredtes Zeugnis ab. Der hehrste Beweis für die erfolgreiche und segensbringende Tätigkeit der heiligen Brüder aus Cîteaux ist aber die Umwandlung, die sich mit Land und Leuten in der Klostergegend vollzog, eine Tatsache, die hier zwar im einzelnen nicht belegt werden kann, aber trotzdem mit Genugtuung konstatiert werden muß.

Der erste geschichtlich beglaubigte Lehniner Abt, der mit 12 Mönchen und ebensoviel Laienbrüder von Sittichenbach die entsagungsvolle und mühselige Reise nach diesen unwirtlichen Gegenden unternommen hatte, war Sibold. Er stand dem neuen Klosterwesen von dessen Gründung an ungefähr ein Dezennium vor. Ein ergebener Diener seines Herrgottes, gleich fern von starrer Askese und Laxheit oder gar Frivolität der Gesinnung hatte er sein Leben auf dem ora et labora aufgebaut. Dabei ermangelte er nicht einer Eigenschaft von unschätzbarem Werte im Verkehr mit den heißblütigen Wenden, nämlich einer gewissen Gutmütigkeit: durch sie gewann er die Herzen mancher Frauen und Kinder für den neuen Glauben und die Werke der Eindringlinge; ihr verdankt er aber auch ein jähes tragisches Ende. Gar häufig besuchte er nämlich die in der Nähe des Klosters gelegenen Ortschaften, um dort die frohe Botschaft zu verkünden und Taten der Liebe zu tun. Als er einstmals auf dem Heimwege von einem solchen Rundgang müde und matt mit einem Begleiter in dem Dörflein Nahmitz eingekehrt war, und zum Rasten eine der ärmlichen Hütten betreten hatte, da ergriff die darin allein anwesende Frau und Kinder ein Schrecken vor den fremden Männern. Die Kleinen versteckten sich im Gehöft, während die Frau des Hauses, dieweil sie gerade eifrig beim Backen war und sich im Augenblick nicht anders zu helfen wußte, unter den Backtrog kroch. Der Abt, nichts Arges ahnend, erkor sich gerade diesen zum Ruhesitz. Dies sahen die Kinder aus ihren Schlupfwinkeln und hatten nichts eiligeres zu tun, als ihrem, mit den andern Männern am nahen See beim Fischen tätigen Vater die Umstände mitzuteilen, unter denen sie die Mutter und den Abt verlassen hatten. Da brach der verhaltene

Groll der Heiden mit einem Schläge los: mit Ruderstangen und Äxten rückten sie dem Abt zu Leibe, der indessen rechtzeitig davon Kunde erhielt und durch den stattlichen Buchenwald dem Kloster zuflüchtete. In seiner Angst kletterte er schließlich, um seinen immer näher rückenden Verfolgern zu entgehen, auf einen Baum — aber vergeblich. Sein gewichtiges Schlüsselbund war ihm entfallen und verriet sein Versteck. Die Wenden sahen ihn und ihrer Wut fällten sie den Baum und schlugen den würdigen Prälaten tot.

Der Eindruck, den Sibolds Ermordung auf die Brüder machte, war derartig niederschmetternd, daß sie im Begriffe waren, für immer diesen ungastlichen Sümpfen und ihren verstockten Bewohnern den Rücken zu kehren, ein Vorhaben, von dem sie der Sage nach nur durch das Erscheinen der Allerheiligsten Jungfrau Maria abgebracht werden konnten, die ihnen zu bleiben befahl.

Die Tötung des Sibold und der Auszug der Brüder sind uns bis auf den heutigen Tag in der Lehniner Kirche in zwei, wahrscheinlich aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts herrührenden Ölgemälden erhalten, deren historische und kulturelle Bedeutung ebenso groß ist wie ihr Kunstwert gering.

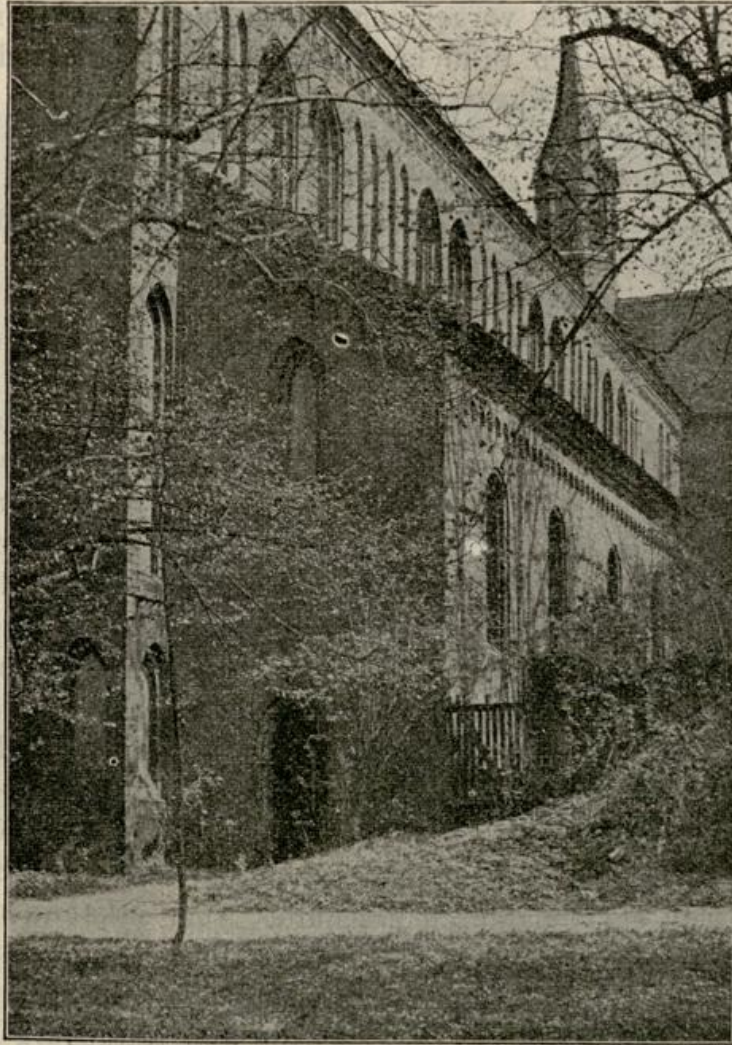
Von weiteren Übergriffen der Wenden wird nichts berichtet und so gehört denn auch die Folgezeit der harten Arbeit, dem inneren und äußeren Ausbau des Klosters, der Urbarmachung und Pflanzung des Landes und der Christianisierung seiner Einwohner an. Geräuschlose Jahre waren es, voll angestrengtester Kulturtätigkeit, und daher von unermeßlichem Werte, aber bar an wichtigen äußeren Ereignissen.

Um diese Zeit wurde der Umbau der Klosterkirche nach einem, der jetzigen Kirche entsprechenden Grundriß begonnen und ausgeführt. Der Mönch Conrad, ein seiner großen Aufgabe vollkommen gewachsener Künstler wird als magister operis urkundlich bezeugt und ihm als dem ältesten namentlich bekannten Baumeister der Mark Brandenburg wurde auch das hohe Glück zuteil, an der Weihe des unter seiner Leitung vollendeten Baues im Jahre 1262 in Anwesenheit der Bischöfe von Magdeburg und Havelberg teilnehmen zu dürfen. Über die innere Ausschmückung des Gotteshauses ist Sicheres so gut wie nichts bekannt, wir wissen nur, daß im November 1367 der Erzbischof Dietrich von Magdeburg, ein früherer Lehniner Mönch, dem Kloster 100 Brandenburgische Mark Silber zur Errichtung eines Altars schenkte, von dem sich noch eine mächtige steinerne Deckplatte erhalten hat. Um die Klosterkirche herum entstanden dann im Laufe der Zeiten eine Reihe weiterer, zur Aufnahme des Abtes und der Brüder bestimmter, Lehr- und Wirtschaftszwecken gewidmeter Baulichkeiten, die später wiederholt umgebaut und ständig erweitert wurden. Das Ganze ward von einer starken Mauer umschlossen, die sich im weiten Bogen um die Kloster-

anlagen schwang und mit Verteidigungswerken versehen war, von denen heute noch ein fest gefügter dicker viereckiger Turm, das Kuhbier, steht. Über das Leben im Konvent und dessen Mitglieder fließen die Quellen, wenigstens bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts ebenfalls recht spärlich, was um so bedauernswerter ist als wir weder ein Klostermortuarium noch die in älteren Schriftstellern erwähnte Lehniner Ordenschronik besitzen. Die Anzahl der Brüder wird im allgemeinen über 60 betragen haben, die Mindestzahl, die nach der Ordensregel erreicht sein mußte, damit Tochterklöster errichtet werden konnten, deren Lehnin im 13. Jahrhundert bereits 3 zu gründen in der Lage war. (Paradies 1234, Mariensee 1260, Chorin 1272.) Die Oberleitung des Klosters lag in den Händen des Abtes, welcher von den Mönchen aus ihrer Mitte unter Ausschluß irgend welcher Beteiligung Dritter frei gewählt wurde und deren wir im ganzen 28 zählen. Unter ihnen und zu ihrer Unterstützung namentlich in den vielfachen weltlichen Geschäften fungierten der Prior, Subprior, Cellerarius und Bursarius, welcher letzterem die nicht einfache Aufgabe der Vermögens- und Kassenverwaltung des Klosters oblag. Die Klosterbrüderschaft selbst scheint sich vornehmlich aus dem Bürger- und Bauernstande zusammengesetzt und ergänzt zu haben, wenigstens ist uns kein einziger Angehöriger eines der märkischen Adelsgeschlechter urkundlich als Konventsmitglied nachgewiesen, mit Ausnahme des Markgrafen Ottoko, des 9. Markgrafen in der Ottonischen Linie, der nach einem glanzvollen und tatenreichen, aber kurzen Leben, gebrochen durch den Tod seiner Gemahlin, einer der lieblichen Töchter Kaiser Rudolfs von Habsburg, am 6. Juli 1303 als Akoluth im Kloster verstarb. Sein Grabstein, eine Perle mittelalterlich-märkischer Skulptur befindet sich noch heutigen Tages in der Klosterkirche.

Um dieselbe Zeit wies der Konvent eine Persönlichkeit als Mitglied auf, die unser größtes Interesse beansprucht. Es ist dies der Mönch Dietrich von Portitz, bekannter unter dem Namen Dietrich Kugelwit, ein dem Stendaler Geschlecht der Bismarcks und somit den Altvorderen unseres ersten Kanzlers naher Verwandter. Ein Mann von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, aber auch dem rauhen Handwerk des Kriegers nicht fremd und abhold, lenkte er bald die Aufmerksamkeit Kaiser Karls IV. auf sich, dessen Vertrauter und Berater er schließlich wurde. Sein Ansehen im Lande war gewaltig und mehr als einmal griff er bestimmend in die Geschehnisse der Mark Brandenburg ein. Er verstarb als Erzbischof von Magdeburg, eine Würde, zu der ihm die Gunst des Kaisers in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste verholfen hatte und die kein Lehniner Mönch jemals wieder bekleiden sollte. Außer ihm hat es überhaupt nicht einer der Lehniner Brüder zu einer hervorragenden äusseren Stellung im geistlichen oder weltlichen Leben

oder zu einer Leuchte in Kunst oder Wissenschaft gebracht, wemgleich ihre Reihen eine nicht unbeträchtliche Zahl markanter und außergewöhnlich begabter Männer enthielten, die an der Entwicklung der Mark meist still, aber darum nicht minder kraftvoll mitgewirkt haben. Höchste Ausbildung der Geistes- und Verstandesgaben entsprach auch keineswegs der Ordensregel des heiligen Robert, des Begründers der



Ansicht der Klosterkirche von der Rückseite.

Zisterzienser; zwar sollten auch sie die Seelen und Herzen entwildern, aber nicht allein mit der Hülfe des Kreuzes, sondern Axt und Spaten in der Rechten, das Land rodend und bauend.

Von allen märkischen Klöstern scheint gerade Lehnin die streng klösterliche Zucht und Sitte in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit während der ganzen Zeit seines Bestehens bewahrt zu haben. Nur vorübergehend vernehmen wir von einer Lockerung der sittlichen Grundlagen des Klosters unter dem Regimente des Abtes Hermann von

Pritzwalk (1335–1342), der selbst die Seele dieses Unwesens war. Rivalisierende Parteien bildeten sich im Schoße des Konvents; innerhalb und außerhalb der Klostermauern kam es zu Händeln und Tätlichkeiten, die auf weitere Kreise übersprangen, in deren Verlauf es zu einem Mord kam, und von denen die Kunde schließlich sogar bis zum Stuhle des heiligen Vaters drang, der über die Schuldigen zu Gericht saß. Auch sträflicher Umgang der Mönche mit Frauen mag während dieser Periode des Haderns und Streitens vorgekommen sein, und Anlaß zur Entstehung der Sage von der weißen Frau in Lehnin gegeben haben, die man bis zum Jahre 1815 in den Klosterräumen bald allein, bald am Arme eines Mönchs hat wandeln sehen wollen.

Sie war, so heißt es, ein benachbartes Edelfräulein, und liebte einen Mönch und fand deswegen keine Ruhe im Grabe, sondern mußte umgehen bis ihre Erlösungsstunde geschlagen.

Beklagenswerte Zustände waren es; aber wir werden kaum fehlgehen, wenn wir sie zu einem guten Teile in das Schuldbuch der damaligen Zeitläufte eintragen, jener Epoche der Irrungen und Wirrungen, welche die Mark unter der luxemburgischen und bayrischen Oberherrschaft durchzumachen hatte. Erst mit dem Burggrafen von Nürnberg hielt die Ordnung der Dinge wieder ihren Einzug im Lande, in der Mark sowohl wie in dem Kloster. Mit eiserner Faust zwang der erste Zoller auf märkischer Erde die Schar der Raubritter nieder, die von Rochows und von Quitzows, die auf die Klostergüter und -pfründe längst schon begehrlische Blicke geworfen hatten und unter deren Anfeindungen und Nachstellungen die Lehniner schwer zu leiden hatten. Über alle Klippen und Fährlichkeiten dieses schwierigen Fahrwassers half ihnen aber der damalige Abt Heinrich Stich (1400–1432), ein Mann, „listig und behende“, wie ihn die Magdeburger Schöffenchronik nennt, mit geschickter und glücklicher Hand hinweg. Schnell und richtig hatte sein staatsmännisch geschultes Auge erkannt, daß Rettung für das gequälte Land nur von den Hohenzollern zu erwarten sei, und so finden wir denn die waffenfähigen Bewohner der Klosterdörfer Schulter an Schulter mit den Mannen Friedrichs die alte Nutheburg Beuthen belagernd, in welcher Hans von Quitzows Hauptmann, Götze Predöhl, saß.

Die guten Beziehungen zwischen dem neuen Landesherrn und den Lehniner Prälaten gestalteten sich in Zukunft noch enger: häufig hatten diese Gelegenheit, ihren weltlichen Herren und Beschützern ihre Ergebenheit in Wort und Tat zu bezeugen, und diesen Diensten blieb auch keineswegs die Anerkennung versagt. Das Kloster wurde nicht nur in allen seinen Privilegien und Gerechtsamen bestätigt, es erhielten vielmehr auch die Lehniner Äbte seit 1440 den Titel eines kurfürstlichen Rats und schließlich, 10 Jahre später auf die mächtige Verwendung des Kurfürsten hin Rang, Ornat und Insignien eines Bischofs.

Damit war der Bestand und die Weiterentwicklung des Klosters sichergestellt und sie vollzog sich von nun an in ständig aufsteigenden friedlichen Bahnen. Nur ein einziges Mal brachen innerhalb des Konvents unter der Herrschaft des Abtes Arnold von Monkedamm (1456 bis 1467) vorübergehend Zwistigkeiten aus. Den äußeren Anlaß dazu gaben angeblich ungerechtfertigte Veräußerungen von Klostergut seitens des Abtes; die inneren Gründe lagen aber weit tiefer in einer persönlichen Abneigung der Brüder gegen ihre Oberhirten. Arnold von Monkedamm war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Nichtmärker, ein



Seitenansicht der Klosterkirche nebst einem Teil der Klostermauer und Eingang zum Klosterkeller.

milder, gelehrter und kunstsinniger Mann, aus wesentlich feinerem Holze geschnitzt als die märkischen Bauern- und Bürgersöhne, aus denen sich die Brüderschaft in der Mehrzahl rekrutierte. Seine Art vertrug sich daher nicht mit der zwar im Innersten gutmütigen, aber doch nach Außen hin harten und rauhen märkischen Weise. Die Gegensätze platzten zu scharf aufeinander und es kam, wie es kommen mußte: Arnold zog sich still zurück, das Feld seinem Nachfolger Gallus überlassend. Er wurde Abt in Altenberg im Rheinland, einem damals hoch berühmten Kloster, wo er reichlich Gelegenheit fand, seine hervorragenden Geistesgaben in freier Weise zu betätigen.

Nach Gallus' und seines Nachfolgers Peters Tod gelangte im Jahre 1509 der Abt Valentin zur Klosterregierung, der letzte der Lehniner Krummstabträger. Es waren die Glanztage des Klosters; sein Besitz,

der sich allein aus 64 Dörfern, zahlreichen Forsten, Äckern, Wiesen und Weinbergen, ungerechnet sonstiger Privilegien und Gerechtsame zusammensetzte, stand fester und gesicherter denn je da, an seiner Spitze ein Mann, der sich des größten Ansehens bei seinem Kurfürsten und im Lande erfreute. Das Kloster erhielt neue Glocken und Altäre, vor allem jenen herrlichen Altarschrein, welcher den ersten im Reiche der damaligen deutschen Kunst zugeschrieben wird und der heut noch die Hauptzierde des Domes zu Brandenburg a. H. bildet, wohin er später gelangte. Valentin war aber nicht bloß ein wissenschaftlich und künstlerisch fein gebildeter Mann, sondern auch von großer echter Frömmigkeit, mit der er starr wie sein Gebieter, der Kurfürst, an dem alten Glauben der Väter festhielt. Und das war von großer Bedeutung, denn ein neuer Geist durchzog die Lande. Die Wittenbergische Nachtigall war aufgegangen und verkündete anfänglich zaghaft, aber von Mal zu Mal sicherer werdend, die Jubellaute eines neuen reinen Evangeliums. Um das mönchische Lärmen zu stillen, ward auch der glaubensstarke und gelehrte Abt Valentin als Streiter aufgeboden, der den abtrünnigen Augustiner in persönlicher Unterredung milde aber ernstlich verwarnte, eine Tatsache, die auf Luther, wie aus einem Schreiben an seinen Freund Spalatin hervorgeht, einen großen Eindruck machte. Aber die neue Lehre ließ sich nicht mehr unterdrücken, am allerwenigsten in der Mark Brandenburg, wo sie noch unter Joachim I. sogar am Hofe Eingang fand. Ihren vollen Sieg feierte sie freilich erst unter Joachims I. Sohn und Nachfolger, unter dessen Herrschaft jener Prozeß der allmählichen Aufsaugung der Klosterterritorien durch den Landesherrn eingeleitet und vollführt wurde. Mit Kloster Lehnin wurde indes eine Ausnahme gemacht, solange der Abt Valentin, der Freund und Gevatter Joachims I., noch am Leben war, wenn es auch in seinen Rechten und Besitztümern erheblich zurückgeschnitten wurde. Aber als er im Jahre 1542 die Augen geschlossen hatte, da klang das Sterbeglöcklein nicht bloß über ihm, sondern auch über dem Kloster. Den Brüdern wurde freigestellt, zu bleiben oder zu wandern und für die wenigen, die sich nicht von der lieb gewordenen Scholle trennen wollten, wurde ausgiebig gesorgt.

So sank das Kloster Lehnin dahin, nicht wie ein sterbensmüder Greis, sondern wie ein Mann, den der unbarmherzige Schnitter Tod aus der Fülle des Schaffens in der Vollkraft der Jahre abruft.

Lehnin wurde kurfürstliches Amt und blieb es bis zum Jahre 1815, wo es endgültig in Privatbesitz überging, in dem es heute noch steht.

Von den brandenburgischen Monarchen erwiesen besonders der große Kurfürst und sein Nachfolger dem alten Kloster ihre Gunst, in dessen hirsch- und fischreichen Wäldern und Seen sie mit Vorliebe sich jagend verlustierten. Da beide Fürsten zu den öfters hier angesetzten

Reiherbeizen in Begleitung erlauchter Familienangehöriger oder hehrer Gäste zu erscheinen pflegten, so wurden zu mehrerer Bequemlichkeit der hohen Herrschaften wiederholt umfangreiche und über einen mehrjährigen Zeitraum sich erstreckende Umbauten vorgenommen.

An die Person des großen Kurfürsten, Lehnins mächtigen und edlen Beschützers, knüpft die Sage die Auffindung der sogenannten Lehninschen Weissagungen. Als sich der edle Herr einstmals mit der Reiher-



Grabmal des Markgrafen Ottoko in der Klosterkirche.

beize belustigt habe, da sei in einer alten Mauer oder Kamin „in sogenannter Mönchenschrift verfasst“ jenes Werk ans Tageslicht gefördert worden, das, sei es nun gelehrter oder frommer Betrug, jahrelang das In- und Ausland in Spannung versetzt und eine eigene Literatur hervorgerufen hat. Bekanntlich enthält dieses in Mönchslatein und gereimten Knittelversen geschriebene Gedicht eine Klage über den Untergang der Askanier und das Aufkommen der Hohenzollern, deren Aussterben in

der 11. Generation nach Joachim I. vorausgesagt wird. Alsdann wird die Mark in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückkehren und darf frohlocken:

„Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder entstehen
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach.“

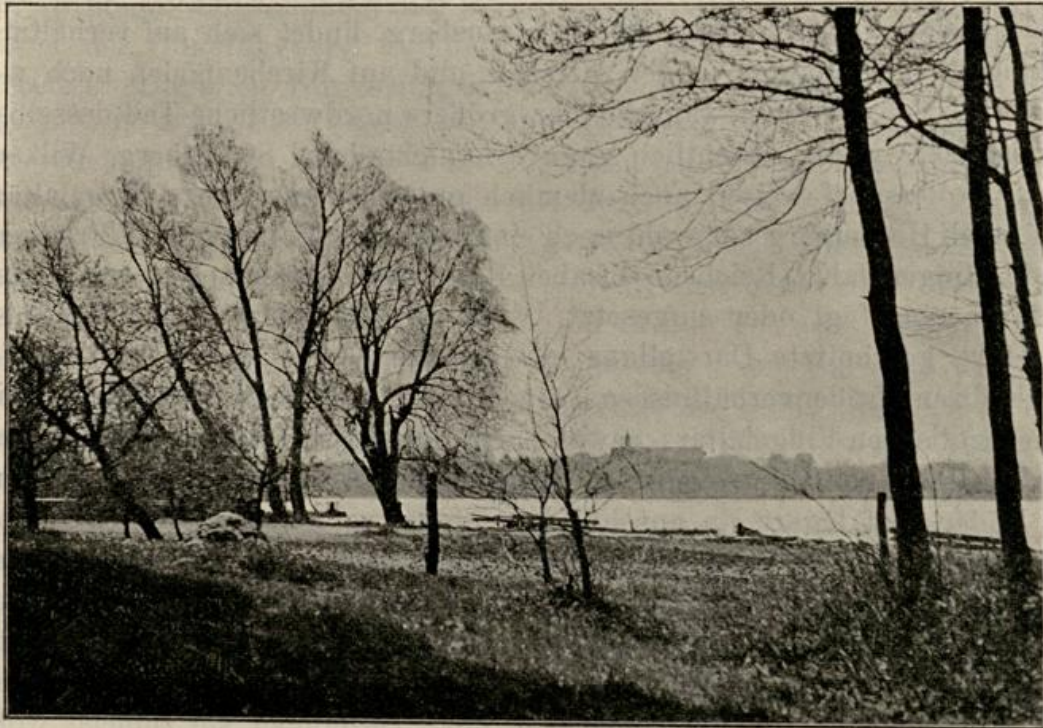
Als die Totenglocke über Friedrich Wilhelm III., dem 11. in dieser Reihe erklungen war und ein neuer Zoller den Thron seiner Väter bestiegen hatte, da tauchte die Lehniner Weissagung allmählich in das Meer der Vergessenheit wie das ehrwürdige Kloster selbst, seitdem der 1. Hohenzollernkönig in das Grab gesunken war. Schwere Schicksalsstürme durchbrausten in der Folge die Mark und gingen auch an Lehnin nicht spurlos vorüber: was von der Furie des 30jährigen Kriegs verschont geblieben war, das fiel nun neuen Wettern und dem langsam, aber sicher arbeitenden Zahn der Zeit zum Opfer. Die Stätten, in denen einst das Glöcklein des Meßners zum Dienste des Höchsten gerufen hatte, die Hallen, in welchen sich fröhliches Jägervolk getummelt hatte, waren zum großen Teile eingestürzt und dem gänzlichen Verfall nahe. Da erstand dieser Perle märkischer Geschichte und Architektonik wiederum aus dem edlen Hause der Hohenzollern in Friedrich Wilhelm III. ein Freund und Retter. Vorarbeiten zur Restaurierung der alten Klosterkirche in ihrem ursprünglichen Glanze wurden unter diesem schwer geprüften Fürsten in Angriff genommen und unter seinen Nachfolgern, insbesondere unter Friedrich Wilhelm IV., fortgesetzt. Im Frühjahr des Wonne- und Glanzjahres 1871 begann der eigentliche Restaurationsbau und am 24. Juni 1877, einem Sonntage, wurde das neue Gotteshaus in Anwesenheit des damaligen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, geweiht. Die Schlußworte der Lehninschen Weissagung waren in Erfüllung gegangen, wenn auch in anderem Sinne, wie der Verfasser sie dereinst gemeint hatte.

Seit jenem denkwürdigen Junisonntage sind nunmehr 30 Jahre übers Land gezogen, Jahre stiller, aber rastloser Friedensarbeit. Wie der Ausbau des Reiches während dieser Zeit rüstig fortschritt, so wuchs auch der Wohlstand seiner Einwohner und Gemeindewesen. Das sehen wir auch deutlich an Lehnin.

Inmitten von Kiefernwaldungen, deren schwermütige Kronen hoch zum märkisch-blauen Himmel ragen, baut sich die Ortschaft auf, im weiten sanft geschwungenen Bogen, zwischen lauschigen Seen, in grüner Niederung, die zum großen Teil erst harte Mönchsarbeit dem dunklen Wasser abgerungen hat. In tiefen Furchen zieht sich die Dorfstraße lang hindurch, eingesäumt von Gehöften, Häusern und Häuschen, mit ziegelglasierten Dächern, Vorgärten und großen Hintergärten, Veranden,

Lauben und Ruhebänken, alles in allem das Urbild eines märkischen Städtchens, das weniger durch künstlerische Reize anzieht als durch Behaglichkeit und Sauberkeit und das auch in dem flüchtigen Besucher sofort den Eindruck von dem Wohlsein fleißiger und arbeitsfreudiger Kleinbürger hervorruft.

Mittelpunkt und Hauptzierde des Ganzen bildet aber die alte ehrwürdige Klosterkirche aus rotem Backstein, mit dem langgestreckten Dach und hohen Fenstern, in die Kastanien und Flieder neugierig hineinschauen. Wie eine rote Insel aus smaragdnen Meer, so steigen



Blick über den Klostersee.

ihre Mauern aus dem Gerank und Gezweige verträumter Bäume und Sträucher empor als ein Wahrzeichen der die Jahrhunderte überdauernden siegreichen Kraft des Christentums. Und um sie herum im herrlichen Kranze, umwoben und umspinnen von leuchtenden Büschen und Hecken, durchschnitten von den gradlinigen Reihen uralter Baumriesen, die ehemaligen Klosterbauwerke und -anlagen in neuem Glanze erstrahlend, heut meist dem Amte Lehnin zugeschlagen und als Wirtschaftsgebäude verwandt.

Der Wanderer aber, der vom hohen Klostersee dieses herrliche Bild in sich aufnimmt, blickt voller Dankbarkeit in die Vergangenheit zurück, und wenn die lauen Abendwinde die sanften Töne des Betglöckchens an sein Ohr tragen, dann segnet er in der Stille des Herzens die braven Mönche und das Werk ihrer Hände.